

Denkmäler und Denkmalveränderungen in heterogenen Gesellschaften

Transkription der Podiumsdiskussion an der Christian-Albrechts-Universität
zu Kiel am 28.10.2021

Moderation:

Sebastian Barsch , Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Gäste:

Léontine Meijer-van Mensch, Museen für Völkerkunde in Leipzig, Dresden und Herrnhut

Naz Al-Windi, Hochschulgruppe EmBIPoC – Empowerment von Black, Indigenous und
People of Color, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Alena Gratzner, Initiative Kiel Postkolonial

Jan Marcus Rossa, FDP

Bert Thissen, Klevischer Verein, Kleve

Karamba Diaby, SPD (geplant)

Sebastian Barsch:

Zunächst möchte ich Sie alle ganz herzlich begrüßen und vor allem Silja Leinung, unserer Kollegin hier aus der Abteilung Geschichtsdidaktik, danken, die die Idee zu dieser Veranstaltung hatte und auch einen großen Teil der Veranstaltung geplant hat. Sie kann aus einem schönen Grund nicht hier sein, denn sie ist vor zwei Tagen Mutter geworden. Deshalb an dieser Stelle neben dem Dank an Silja Leinung noch einmal herzliche Grüße und alles Gute.

Vielleicht noch ganz kurz ein paar einführende Worte zu dieser Reihe. Wir befassen uns hier mit Denkmalveränderung und letztendlich auch mit Denkmalveränderung als eine Facette von Erinnerungskultur im öffentlichen Raum. Das hat in den letzten Jahren, auch insbesondere seit dem Sommer 2020 im Rahmen der ›Black Lives Matter‹-Bewegung, eine große gesellschaftliche Debatte ausgelöst, wo zunächst in den USA, später auch in Europa, Denkmäler zerstört oder gestürzt wurden und in Gesellschaft und Politik Fragen danach aufgekomen sind, wie damit umzugehen sei. Letztendlich kann man aber sagen, dass sich natürlich auch in diversen Gesellschaften Erinnerungspraktiken im Aushandlungsprozess befinden und die Frage, wer für welche Erinnerung eigentlich einstehen kann und Denkmäler setzen kann, einen ganz großen gesellschaftlichen Stellenwert hat. Wenn ich das Ganze nochmal geschichtsdidaktisch wende, möchte ich aus einem Aufsatz von Silja Leinung zitieren, die

sich mit diesem Thema schon einmal auseinandergesetzt hat: »Versteht man Geschichtskultur als gesellschaftlichen Umgang mit Geschichte im Sinne einer kollektiven Sinndeutung, und Denkmäler im öffentlichen Raum als Manifestation dieser Sinndeutung, ergibt sich für vermeintlich ›vandalisches‹ Verhalten auch ein anderes Deutungsmuster. So kann subversives Verhalten gegenüber Denkmälern als Versuch der Veränderung dieser Sinndeutung und damit als Ausdruck von Teilhabe an Geschichtskultur verstanden werden.«¹

Wir möchten also in dieser Ringvorlesung vielen verschiedenen Facetten der Erinnerungskultur am Beispiel von Denkmälern nachgehen und dabei nicht nur die postkoloniale Debatte einbeziehen, sondern auch die Frage des Umgangs mit zum Beispiel Kriegsdenkmälern, die Frage des Umgangs mit Migration in unserer Gesellschaft und die Frage, wo Denkmäler gesetzt werden können und wo nicht. Da sind wir in einem großen Diskurs, der zwar stark durch die postkoloniale Frage gekennzeichnet ist, in dem aber auch der Historiker A. Dirk Moses der Frage nachgeht, ob es irgendwo eine zu deutliche Verengung der deutschen Erinnerungskultur auf den Nationalsozialismus gibt. Der Literaturwissenschaftler Michael Rothberg spricht von multidirektionaler Erinnerung und geht davon aus, dass die verschiedenen Erinnerungen, die wir in der Gesellschaft haben, viel stärker parallel bearbeiten möchten. Das sind diese verschiedenen Facetten, mit denen wir hier interdisziplinär in dieser Ringvorlesung arbeiten möchten. Interdisziplinär bedeutet, dass wir auch heute schon aus verschiedenen Bereichen Menschen zusammenbringen, die sich mit der Frage nach Erinnerungskultur in einer diversen Gesellschaft auseinandergesetzt haben. Diese möchte ich ganz kurz vorstellen:

Karamba Diaby ist heute leider nicht hier. Er ist Mitglied der SPD und heute verhindert, weil Koalitionsverhandlungen bis in die späten Abendstunden angesetzt waren. Vielleicht ganz kurz zu Herrn Diaby: Er hat zum Beispiel schon im Mai im Bundestag gefordert, dass eine deutsche Einwanderungsgesellschaft stärker eine lebendige und verantwortungsbewusste Erinnerungskultur prägen muss, die auch bedeutet, dass unsere Kinder ihre eigenen Geschichten in unseren deutschen Geschichtsbüchern wiederfinden. Auch zur Frage einer europäischen Erinnerungskultur betonte er, dass eigentlich alle ehemaligen Kolonialländer – Deutschland, Frankreich, Portugal und so weiter – gemeinsam Konzepte erarbeiten müssten, wie in Europa an diese Geschichte erinnert werden kann und wie auch die bisher verschüttete oder verdrängte Geschichte der kolonisierten Völker stärker in den Mittelpunkt gerückt werden kann.

Ich möchte auch Leontiné Meijer-van Mensch vorstellen. Sie ist seit 2019 die Direktorin für Völkerkundemuseen in Leipzig, Dresden und Herrnhut und ist vor einiger Zeit medial sehr präsent gewesen, weil sie gemeinsam mit dem nigerianischen Künstler Emeka Ogboh Plakate mit dem Schriftzug ›Vermisst‹ an Bushaltestellen in Leipzig anbringen ließ, auf denen die Benin-Bronzen abgebildet waren. Die Benin-Kollektion in der sächsischen Sammlung umfasst derzeit 301 Objekte, von denen 246 – gerne korrigieren, wenn das falsch ist – der Raubkunst zugeordnet werden konnten. Im Museum finden sich auch fünf Fotoalben des Offiziers Georg Ludwig Rudolf Maercker, der 1900 ins heutige Namibia entsandt wurde, die seine privaten

1 Leinung 2020, 60.

Reisen aber auch Gräueltaten gegen die Bevölkerung dokumentieren. Diese Fotoalben sind in einer Vitrine ausgestellt, die verschlossen ist, aus Respekt gegenüber der Herero und Nama. Quer über der Vitrinenscheibe steht der Schriftzug »Wie können wir als Museum mit dem kolonialrassistischen Erbe umgehen? Wie können wir darüber reden?« [geschrieben].

Ich möchte auch Naz Al-Windi vorstellen. Sie ist Politikwissenschaftlerin und Mitglied der Hochschulgruppe ›EmBIPoC‹, die Abkürzung steht für ›Empowerment von Black, Indigenous und People of Color‹, die aus dem Amerikanischen übernommene, politische Selbstbezeichnung von Menschen, die von Rassismus betroffen sind. Die Hochschulgruppe setzt sich für die Stärkung der Stimmen und Interessen von BIPoC-People an der Uni Kiel ein, wirkt darüber hinaus aber auch über die Hochschule hinweg in die Gesellschaft. Ausgangspunkt für die Gründung der Initiative war unter anderem die fehlende Sensibilisierung für antirassistische Themen sowie Mikroaggressionen, die den Uni-Alltag vieler BIPoC begleiten. Inzwischen ist die Gruppe auf ungefähr siebzig Mitglieder angewachsen und setzt sich weiterhin für das Empowerment ein und Themen wie Antirassismus. Herzlich willkommen!

Dann begrüße ich Alena Gratzter. Sie ist Gründungsmitglied der Initiative Kiel Postkolonial, eine Gruppe, die es seit ungefähr fünf Jahren gibt und die auch zunächst als Hochschulgruppe gestartet ist und von Studierenden des Masterstudiengangs Migration und Diversität gegründet wurde. Die Initiative Kiel Postkolonial setzt sich vorrangig für die Sichtbarmachung und Aufarbeitung kolonialer Kontinuität im Kieler Stadtbild ein und will mit ihrer Arbeit eine kritische, öffentliche Diskussion über die anhaltende Ehrung kolonialrassistischer Akteur:innen durch Straßennamen und Denkmäler anregen und setzt sich auch für deren Umbenennung ein.

Ich begrüße dann noch Jan Marcus Rossa, FDP-Mitglied des Landtages hier in Schleswig-Holstein. Auch er hat sich mit Erinnerungskultur befasst und mit der Frage, wie wir uns an die Kolonialgeschichte erinnern sollten. Er hat zum Beispiel in einer Rede im Landtag am 18. Juni 2020 zum Punkt ›Aufarbeitung der europäischen und deutschen Kolonialgeschichte in Schleswig-Holstein‹ unter Bezug auf das sogenannte Deutsch-Ostafrika-Denkmal zu Ehren von Paul von Lettow-Vorbeck, welcher unmittelbar auch am Völkermord an den Herero und Nama beteiligt war, in seiner Heimat Aumühle, gesagt, dass er eine physische Beseitigung dieses Denkmals nicht befürworte; vielmehr ginge es ihm darum, eine Umwidmung dieses Denkmals in den Mittelpunkt zu rücken und mit dieser Umwidmung aus einem Ehrenmal ein Mahnmal zu machen. Er hat auch eingebracht, dass manche der problematischen Denkmäler möglicherweise durch Gegendenkmäler viel stärker einen Diskurs hervorrufen könnten über das, was sie eigentlich bezwecken, beziehungsweise kritisch gesehen werden können.

Und ich begrüße zum Schluss noch Bert Thissen vom Klevischen Verein. Der Klevische Verein ist in der Nähe der Niederlande und da sind auch ganz viele dieser Aktionen tatsächlich mit verortet, über die ich jetzt auch berichten möchte. Am internationalen Tag des Denkmals, im September 2020, übergab der Klevische Verein einen Sockel mit einer restaurierten historischen Vase der Öffentlichkeit in einem politischen Festakt. Diese Vase sollte im heutigen Moritzpark, der hieß ehemals Lustgarten, des ehemaligen Statthalters Johann Moritz

von Nassau-Siegen aufgestellt werden. Der Schirmherr dieser Veranstaltung, Hermann von Ameln, Honorarkonsul der Niederlande, bezeichnete die Vase als »sichtbare Erinnerung an die Leistungen von Prinz Moritz, der eine schöne Lebensumgebung schätzte und sich dafür engagierte«. Bert Thissen referierte zu diesem Anlass unter dem Motto ›Chance Denkmal. Erinnern, erhalten, neu denken‹. Dabei verwies er sowohl auf die Veränderlichkeit von Denkmählern als auch auf eine kritische Sicht auf Prinz Moritz, welcher nicht nur für seine landschaftsarchitektonische Leistung berühmt war, sondern auch für seinen Sklavenhandel bis heute bekannt ist: »Er war kein Heiliger; er war ein Meister der Selbstdarstellung und ein komplexer Mensch in einer komplexen Welt.«

Herzlich Willkommen an Sie alle! Ich freue mich sehr, dass Sie hier sind und wir auch durchaus trotz des gemeinsamen Gegenstandes verschiedene Facetten auf diesen einbringen können. Ich möchte mit einer Frage beginnen, die Sie gerne nacheinander, und zwar in alphabetischer Reihenfolge beantworten können. Und die Frage ist: Welche Rolle spielt für Sie Erinnerungskultur in der diversen Gesellschaft, in der wir leben? Worauf richtet sich Erinnerungskultur oder worauf sollte sie sich richten? Auf etwas Gemeinsames oder auf verschiedene Erinnerungspraktiken? Bitte Frau Al-Windi, mögen Sie das erste Statement machen?

Naz Al-Windi:

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich dieses Statement aufziehen soll, und bin eigentlich zu dem Schluss gekommen, dass eine kritische Erinnerungskultur die aktuelle und die bestehende Macht und Geschichtvergessenheit überbrücken muss. Die Frage, die sich gestellt werden muss, ist, wessen Erinnerungen eigentlich zählen, wie erinnert werden darf und wessen Erfahrung und Erinnerung systematisch ausgeschlossen werden. Das wäre mein erstes Statement und noch gar nicht die Frage nach der Praktik. Vielleicht müssen wir eine sehr viel grundlegendere Frage stellen.

Sebastian Barsch:

Herzlichen Dank. Frau Gratzer, mögen Sie weitermachen?

Alena Gratzer:

Ja, sehr gerne. Erinnerungskultur ist der Umgang eines Einzelnen, einer Gesellschaft mit der Geschichte und der Vergangenheit und natürlich hat das eine zentrale Bedeutung für unseren Umgang mit aktuellen Debatten; seien es Debatten um Rassismus, sei es die Debatte um eine unzureichende Provenienzforschung. Selbstverständlich müssen in einer diversen Gesellschaft insbesondere die Perspektiven, von von Diskriminierung betroffener Menschen, von marginalisierten Personengruppen stärker miteinbezogen werden und es muss eine Offenheit für genau diese Perspektiven herrschen und eine Bereitschaft, unsere Geschichtserzählung, mit der wir vielleicht aufgewachsen sind, zu überdenken und vielleicht auch neu zu erzählen und umzuschreiben. Als Initiative Kiel Postkolonial ist das ja auch genau unsere Forderung, dass wir uns eben eine Erinnerungskultur schaffen, in der es möglich ist, uns die Frage zu

stellen, wie die Verhältnisse und Bilder, die in der Kolonialzeit entstanden sind, eben bis heute nachwirken und wer noch heute davon profitiert.

Sebastian Barsch:

Herzlichen Dank. Léontine, magst du weitermachen?

Léontine Meijer-van Mensch:

Erstmal alles Gute in die Runde. Ich freue mich sehr! Ich habe das alles nicht so schön vorformuliert, aber ich stimme natürlich meinen Vorrednerinnen zu und ich finde es auch spannend, wenn wir, vor allem da heute der Auftakt dieser wunderbaren Reihe ist, tatsächlich etwas fundamentaler [in die Diskussion] einsteigen können. Ich finde Erinnerungskultur so interessant, weil sie so eine fundamentale menschliche Praxis ist. Deshalb finde ich es jetzt auch so spannend, darauf einen ethnologischen Blick zu haben. Vorher, als ich im Jüdischen Museum Berlin arbeitete, war es genauso wichtig oder es stand vielleicht sogar noch mehr im Vordergrund, sich über Erinnerungskultur(en) Gedanken zu machen. Meine fundamentale Frage – und darüber rede ich auch als Museumsfachfrau und jetzt aus der Position als Direktorin, wo man eine gewisse, subversiv nutzbare Macht hat – ist: Wer entscheidet, was erinnert wird und was vergessen wird? Und wer sind diese Gedächtnisakteur:innen? Das ist so ein wunderbarer Begriff von Aleida Assmann. Ich bin eine ›Gedächtnisakteurin‹ als Museumsfrau, die natürlich auch eine wichtige Rolle spielt in dieser Erinnerungskanonisierung. Da spielt die Geschichtsdidaktik natürlich auch eine wesentliche Rolle. Denn wir haben eine professionelle, ethische Verantwortung uns über eine Haltung klar zu werden, bezüglich der Fragen: Was erinnern wir? Wie erinnern wir? Warum erinnern wir und warum wird nicht erinnert? Und: Wer darf hier nicht sprechen? Das ist eigentlich das, was meine Vorrednerinnen auch schon gesagt haben. Und das beschäftigt mich immer wieder auf ganz verschiedenen Ebenen, aus der Mikro- und Makroperspektive. Für mich war es ein Schlüsselerlebnis, als ich bei der Enthüllung des *Nationaal Monument Slavernijverleden* (Nationaldenkmal der Sklaverei Vergangenheit) in den Niederlanden war. Das war um 2002 und die Königin war eingeladen. Die damalige Königin Beatrix durfte nach mehreren Dekaden dann dieses Denkmal enthüllen [und] da waren viele wichtige Leute eingeladen. Und wen hatte man nicht eingeladen? Die [surinamische und antillianer] Communities selbst. Und das war für mich so ein Schlüsselerlebnis in der Erinnerungspolitik und [darüber], wie Erinnerungen natürlich – und das auch in Bezug auf Dirk Moses – auch im Verständnis einer Nation eine Rolle spielen und wie man da dann als Gedächtnisakteur auch aktivistisch eine Rolle einnehmen kann. Ich hoffe, dass wir das heute Abend ein bisschen anreißen können. Vielen Dank.

Sebastian Barsch:

Dankeschön. Herr Rossa, was wäre Ihre Sichtweise auf diese Frage?

Jan Marcus Rossa:

Ich wende mich mal von der politischen Seite dem Thema Erinnerungskultur zu. Erinnerungskultur aus politischer Sicht hat uns im Schleswig-Holsteinischen Landtag an vielen verschiedenen Stellen beschäftigt in dieser Legislaturperiode und auch in der Legislaturperiode davor. Und zwar nicht nur im Zusammenhang mit der Erinnerungskultur, Denkmälern und der Frage des Umgangs mit Denkmälern in unserem Land, sondern viel tiefgreifender; wir haben nämlich geschichtswissenschaftliche Studien in der letzten Legislaturperiode und in dieser Legislaturperiode in Auftrag gegeben, um zu erforschen, wie weit sich der NS-Staat fortgesetzt hat in seinem Wirken in den staatlichen Strukturen in unserem Land. Wir haben uns die Justiz angeschaut, wir haben uns kommunale Parlamente angeschaut, wir haben uns den Landtag angeschaut. Und das hat schon deutlich gemacht, wie wichtig es ist, diese geschichtlichen Entwicklungen, die es dort gegeben hat, nicht zu vergessen und auch Gefahren frühzeitig zu erkennen. Ich will ein Beispiel an dieser Stelle bringen, was mich persönlich erschüttert hat: Im Kreis Süd-Dithmarschen, der ja nun eine besonders braune Vergangenheit hatte, war der Kreistag relativ dünn besetzt nach den ersten Kommunal- und Kreistagswahlen mit ehemaligen NS-Funktionären. Das änderte sich aber ab der zweiten Wahl und Legislaturperiode und wurde eine immer stärkere Verflechtung ehemaliger NS-Funktionäre, die dort die Herrschaft übernommen haben. Das heißt, man hatte relativ bereinigt, im Grunde genommen nach dem Zweiten Weltkrieg, demokratisch begonnen mit vielen Oppositionellen, die aber peu à peu verdrängt worden sind. Sich mit dieser Frage zu beschäftigen – das ist eben dann, wie das geschehen konnte – ist eben meines Erachtens nur möglich, wenn solche Fehlentwicklungen auch sichtbar gemacht werden. Das ist hier durch eine wissenschaftliche Studie gemacht worden. Ich sehe das aber ähnlich eben auch bei der Diskussion um dieses Südwestafrika-Denkmal von Lettow-Vorbeck in Aumühle, das ich, muss ich gestehen, erst wirklich wahrgenommen habe in seiner Schrecklichkeit, als es die Debatte im Landtag gegeben hat, obwohl ich in der Gegend groß geworden bin und mehrfach, relativ gedankenlos muss ich gestehen, an diesem Denkmal vorbeigegangen bin. Das hat mich weder angesprochen noch abgestoßen; es stand ein grauer Stein da im Weg und man hat ihn eigentlich nicht bemerkt. Er hat nicht für Kolonialismus geworben, sondern stand dort wie ein Baum, wie ein Stück Stein, hatte eigentlich keine Bedeutung. Aber sich bewusst zu machen, was bei uns im öffentlichen Raum zu besichtigen ist, auch das Bismarck Denkmal in Hamburg St. Pauli ist ja ähnlich prominent, das historisch einzuordnen auch aus der heutigen Sicht, das halte ich eigentlich für sehr sehr wichtig. Ich bin auch der Meinung, dass Erinnerungskultur uns vor Fehlern, die wir in der Vergangenheit begangen haben, dann für die Zukunft schützen kann; auch wenn ich weiß, dass das viele Wissenschaftler ermittelt und nachgewiesen haben, dass das mit dem Lernen aus der Geschichte häufig nicht so richtig gut funktioniert, aber man soll da vielleicht die Hoffnung nicht aufgeben. Was ich auch hoch interessant fand und aus aktuellem Anlass will ich das erwähnen: In der *Welt* im Hamburg Teil war heute ein Artikel über einen französischen Fußball-Weltmeister, Karembeu, dessen Urgroßvater ›ausgestellt‹ worden ist in der Völkerschau von Hagenbecks Tierpark. Davon, muss ich ehrlich sagen, habe ich heute auch das

erste Mal in dieser Form gehört. Ich weiß, dass es solche Veranstaltungen gegeben hat, aber ich habe das dem Hamburger Zoo nicht zugeordnet und ich fand es eigentlich beschämend, wie zurückhaltend man sich zu dem Thema geäußert hat. Ich meine, den heutigen Betreibern des Zoos wird man keinen Vorwurf für das Fehlverhalten der ›Urahnen‹ machen, aber sich damit nicht auseinandersetzen zu wollen, das finde ich dann schon fragwürdig. Und insofern finde ich die Sichtbarmachung und damit eben auch eine Förderung der Erinnerungskultur auch im politischen Raum sehr wichtig. Vielleicht das als Einleitung.

Sebastian Barsch:

Herzlichen Dank. Frau Al-Windi, ich habe sie gerade schon reagieren sehen. Ich würde vorschlagen, dass Herr Thissen sein Statement noch macht, und dann können Sie gerne direkt darauf antworten auf den spannenden Punkt, ob der Zoo heute noch verantwortlich gemacht werden kann. Herr Thissen.

Bert Thissen:

Ja, danke. Für mich stellt sich zunächst mal die Frage, was ich unter Erinnerungskultur zu verstehen habe. Ich bin nämlich nicht nur Mitglied des Klevischen Vereins, ich bin auch Historiker und bin Stadtarchivar gewesen bis Mai dieses Jahres und ich habe mich auch wissenschaftlich natürlich mit der Geschichte auseinandergesetzt. Für mich ist das auch schon Teil der Erinnerungskultur. Ich denke, die Debatte handelt ja auch vorwiegend von der Erinnerungskultur im öffentlichen Raum. Und die hat natürlich eine andere Dimension, die hat etwas Diktatorisches, weil natürlich die Öffentlichkeit auch damit konfrontiert wird und da kann man auch Anstoß nehmen zum Beispiel. Wenn ich das historisch betrachte, sehe ich, dass Erinnerungskultur meistens etwas gewesen ist, was eine herrschende Schicht betrieben hat, wo sie sich manifestiert hat, und ich denke, dass in unserer jetzigen, pluriformen Gesellschaft auch eine gewisse Pluriformität in der Hinsicht geboten ist. Allerdings gibt es natürlich auch dort Grenzen zu beachten. Sie hatten ja auf Rothberg hingewiesen; der sprach von einer »solidarischen Erinnerungskultur«. Ich denke, dass das eine Forderung ist. Eine pluriforme Erinnerungskultur würde für mich bedeuten, dass jede Gruppe die eigene Erinnerungskultur betreiben kann, teilweise auch im öffentlichen Raum, aber man soll Rücksicht aufeinander nehmen. Letzten Endes denke ich auch, dass im Hintergrund immer doch überlegt werden soll, dass es doch eine Einheit der Geschichte gibt, in der wissenschaftlichen Aufarbeitung. Das soll berücksichtigt werden. Deshalb dann auch nochmal, zum Beispiel in meinem Falle die kritische Bemerkung, die ich gemacht habe als da in Kleve dieses Podest eingeweiht wurde, dass man die Rolle des Johann Moritz in der Sklavenhaltung nicht vergessen darf darüber.

Sebastian Barsch:

Herzlichen Dank für diese Statements, die schon eine breite Facette aufmachen von dem, was wir hier eigentlich besprechen wollen und besprechen können. Was hier schon sichtbar ist, ist dass Erinnerungskultur sich tatsächlich nicht nur objektiv wissenschaftlich beschreiben

oder greifen lässt, sondern dass es eigentlich, wenn es um den Umgang mit Erinnerung geht, immer eine sehr starke politische Dimension dabei gibt, selbst wenn der Versuch unternommen wird, sich dem Thema wissenschaftlich zu nähern.

Frau Al-Windi, Sie hatten gerade direkt reagiert als Herr Rossa angemerkt hat, dass man die heutigen Betreibenden nicht verantwortlich machen kann für das, was bei den sogenannten Völkerschauen passiert ist. Mögen Sie das ein bisschen ausführen?

Naz Al-Windi:

Die Geschichten mit Hagenbecks Tierpark wissen/kennen tatsächlich auch viele Hamburgische Menschen nicht. Es gibt nämlich gar keine Auseinandersetzungen mit diesen Völkerschauen im Zoo. Es gibt zwei Denkmäler; das eine erinnert an Hagenbeck und das andere erinnert an eine Giraffe mit einem schwarzen Menschen, der diese Giraffe erklimmt. Und es gibt zu keinem Zeitpunkt, also zumindest auf dem Gelände des Tierparks, keine Positionierung zu diesen Vorwürfen. Ich glaube, dass diese Person Hagenbeck und die Auseinandersetzung mit ihr, eigentlich Teil eines größeren Systems gewesen ist. Hagenbeck war ja nicht der einzige Hamburgische Kaufmann, der Profit aus der Entmenschlichung von Menschen des globalen Südens geschlagen hat; da waren die Hamburger ganz erfolgreich mit. Das Problem ist aber einfach heute, dass beispielsweise der Zoo, ich glaube letztes Jahr vor allem auch im Zuge der ›Black Lives Matter‹-Bewegung, wo die Frage nach einer Positionierung lauter wurde, sich direkt schützend vor Hagenbeck gestellt und gesagt hat: ›Wir sind stolz auf unseren Gründer und wir sehen da erstmal kein Problem in der Geschichte des Zoos.« Ich glaube, wenn man auf Widerstand stößt und wenn man konfrontiert ist mit einem Zustand von Rücksichtslosigkeit, dann muss man die Leute doch in die Verantwortung ziehen, die heute verantwortlich sind für den Zoo und soweit ich weiß, ist das immer noch der Familienbetrieb.

Sebastian Barsch:

Herr Rossa vielleicht direkt dazu.

Jan Marcus Rossa:

Ich glaube, wir liegen da gar nicht weit auseinander und an einer Stelle haben Sie mich missverstanden. Ich hatte vorhin nur gesagt, für das Handeln des Gründers, des ›Urahnens‹, da trägt sicherlich die heutige Familie keine persönliche Schuld, aber ich habe schon angemerkt, dass der Umgang mit dieser Geschichte nicht in Ordnung ist. Insbesondere, dass man sich jetzt zu dem Fall, der ja jetzt in die Medien gekommen ist, gerade heute auch veröffentlicht worden ist, [nicht geäußert hat, und] dass natürlich der Umgang mit der eigenen Geschichte nicht Ordnung ist und so nicht gebilligt werden kann. Man muss sich nicht schuldig bekennen, aber man muss es einordnen und man muss auch Stellung beziehen wie man heute dazu steht und zu sagen ›Ich bin stolz auf den Vorfahren, den Gründer von Hagenbecks Tierpark‹, das kann man für Teilaspekte sicherlich tun, aber man darf eben auch Dinge, die man heutige nicht mehr als richtig und akzeptabel empfindet, nicht verschweigen und un-

sichtbar machen. Das ist auch der Grund dafür, weswegen ich mich gegen die Beseitigung von Kolonialdenkmälern ausgesprochen habe, weil sie aus dem Blickfeld zu nehmen dann auch eine Auseinandersetzung damit verhindert. Deswegen habe ich den Vorschlag gemacht, sich mit diesen Denkmälern auseinanderzusetzen und sie heute einzuordnen. Das erwarte ich aber dann natürlich auch von der Familie Hagenbeck. Nur dass wir uns da an der Stelle nicht missverstehen.

Naz Al-Windi:

Darf ich eine Nachfrage stellen? Würden Sie es auch in Ordnung finden, wenn eine Familie sagt, dass sie stolz ist auf einen Menschen, der sich durch Nationalsozialismus ein Imperium aufgebaut hat oder eine gute Organisation, ein gutes Unternehmen? Ich glaube, wir haben beim Nationalsozialismus sehr oft eine ganz klare Position und da sind wir sehr schnell darin, zu verurteilen und zu sagen, dass wir nicht stolz sein können auf Unternehmen, egal wie progressiv sie waren, wenn sie am Nationalsozialismus verdient haben. Beim Kolonialismus sind wir aber außergewöhnlich tolerant.

Jan Marcus Rossa:

Da legen Sie jetzt natürlich den Finger in die Wunde und Herr Barsch hat ja auch einen Link² herumgeschickt, der sich mit genau dieser Frage beschäftigt, inwieweit die Deutschen eigentlich einen richtigen Umgang mit ihrer jüngsten NS-Geschichte haben. Ich sehe das auch als problematisch und ich gebe zu, dass ich dazu neige, alles das, was profitiert hat im Nationalsozialismus von diesem Regime, erst einmal sehr skeptisch bis negativ zu bewerten. Keine Frage. Die andere Frage ist allerdings, ob das eigentlich am Ende der richtige Ansatz bleibt. Man muss natürlich immer schauen, dass man gewisse historische Ereignisse auch in die damalige historische Zeit einordnet. Also man muss auch Menschen, die aus unserer heutigen Sicht fehlgehandelt haben, immerhin dann doch auch die Frage stellen, ob sie nach den politischen, moralischen Grundwerten der damaligen Zeit ein Verbrechen begangen haben, sittenwidrig gehandelt haben, oder ob sie mit reinem Gewissen gehandelt haben, dass sie sich nichts schuldig gemacht haben mit ihrem Handeln. Und wenn Sie von Lettow-Vorbeck nehmen, muss man ganz ehrlich sagen, das war Völkermord und das war auch damals nicht gebilligt von der Gesellschaft und durch nichts zu rechtfertigen. Aber gab andere Dinge. Es galt im 17., 18., 19. Jahrhundert das Prinzip, dass eben Kriegsführung ein Mittel der Politik war. Das ist heute auch nicht mehr anerkannt. Und dennoch müssen wir, glaube ich, immer, wenn wir historische Persönlichkeiten bewerten, sie auch in ihre damalige Zeit einordnen, ohne dass wir das jetzt verharmlosen wollen oder relativieren wollen. Und das gelingt uns Deutschen mit der Vergangenheitsbewältigung der NS-Zeit nicht. Noch nicht.

2 Moses 2021.

Sebastian Barsch:

Herzlichen Dank. Léontine Meijer-van Mensch hatte sich ganz am Anfang gemeldet und danach Frau Gratzler. Ich würde vorschlagen, dass wir jetzt diese Reihenfolge machen und danach noch Frau Al-Windi.

Léontine Meijer-van Mensch:

Schön, dass wir gleich so einsteigen, weil es Sachen sind, die es konkret machen. Das mag ich immer, dann kann man [die Thematik] so schön aufmachen. Die Debatte, die jetzt entbrannt – und auch zu Recht entbrannt ist – zum Zoologischen Garten und Hagenbeck, die spielt für Museen schon viel viel länger [eine Rolle]. Und was meine Vorrednerin sehr gut gesagt hat [ist, dass] man natürlich diese Institutionen in einem System, in einem Milieu betrachten muss. Das machen mehr und mehr Museen; die setzten sich da schon länger – oder noch nicht so lang – kritisch mit auseinander. Das ist auch noch ein langer Weg für manche Museen, aber wir stehen da beim Zoologischen Garten sehr stark am Anfang einer langen Debatte. Das schwierige für mich jetzt, auch wieder als Erinnerungsakteurin, ist, dass im Leipziger Zoo, aber auch im Dresdner Zoo, die von Hagenbeck übrigens auch organisiert wurden, Objekte angefertigt worden sind, die bei mir in die Sammlung gekommen sind. Das ist eine totale Verflechtung zwischen all diesen Arten von Systemen und Institutionen. Ich glaube, dass es ganz wichtig ist, dass wir anfangen, das viel stärker miteinander als eine Verflechtungsgeschichte zu betrachten; dass wir uns – und ob ich jetzt eine Direktorin bin oder sogar noch Familie von ... – diese *implicatedness* von Michael Rothberg immer wieder vorführen. *The implicated subject*:³ wir haben keine Schuld, aber wir haben eine Verantwortung und diese Verantwortung ist gefragt, wenn es darum geht zu handeln und Positionen einzunehmen. Deshalb sagen wir auch »Museen sind nicht neutral«. Bei unserer ersten neuen Präsentation [im Rahmen von REINVENTING GRASSI.SKD], geht es auch sehr stark um die Milieus, aus denen sich dieses Museum entwickelt hat. Diese »Sammler:innen«-Milieus, sind eins zu eins eingeschrieben in der Kolonialgeschichte Deutschlands. Und sich da als *implicated subject* zu verhalten, das ist ganz ganz wichtig. Das ist ein ganz wichtiger Schritt und da müssen sich auch Zoos mehr und mehr zu verhalten, denn irgendwann werden dann einfach Besucher:innen nicht mehr in die Zoos gehen. Auch wenn man das nicht möchte, wird der Druck glücklicherweise so hoch, dass man sich damit auseinandersetzen *muss*. Bei Zoos ist es natürlich eine indirekte Geschichte. Bei Museen ist es deutlicher, weil man die Objekte sieht. Zu den Zoos geht man für die Tiere, aber die Geschichten dahinter, die mit den Zoos zu tun haben, die sind natürlich nicht für Otto Normalbesucher so eins zu eins sichtbar. Aber das wird kommen, da bin ich eigentlich sehr zuversichtlich.

Ich würde allerdings kritisch nochmal Herrn Rossa auf eine Sache hinweisen. Sie haben viele gute Sachen gesagt, aber weil wir ja hier heute diskutieren, würde ich Ihnen gerne in einer Sache widersprechen. Dieses Verständnis »Man muss alles auch innerhalb der Zeit sehen« finde ich ganz schwierig, weil wir gerade auch immer mehr merken, – ich rede jetzt

3 Rothberg 2019.

ganz bewusst über die Kolonialzeit – dass es da auch immer eine Pluriformität, eine Multivokalität an Stimmen gab. Es gab Herrn Mearcker, der in mehreren Ländern Afrikas Teil des Kolonialsystems war und auch Sachen gesagt hat, die damals schon schwierig waren und es erst recht heute sind, [aber es gab] auch August Bebel, der ganz andere Sachen gesagt hat und sich viel stärker schon positioniert hat. Ich kann mit diesem »Man muss es auch in der Zeit sehen« ein Stück weit mitgehen, weil wir natürlich immer auch Kinder unserer Zeit sind; so auch ich als eine Museumsdirektorin, die sich stark proaktiv zu dieser postkolonialen Debatte und diesen Restitutionsfragen verhält. Ich bin [kürzlich] in England [gewesen] und die Erste der Benin-Bronzen ist von Cambridge zurückgegeben worden. Ich verhalte mich sehr stark und habe eine Position, aber wie in drei Generationen, in hundert Jahren, diese Position gewertet wird, das weiß ich natürlich nicht. Aber nur von mir ausgehend, meinem ethischen Grundgerüst... Es gab auch immer jemanden wie August Bebel oder andere auch. Das sollten wir glaube ich nicht vergessen.

Alena Gratzer:

Meine Hand ist auch nach oben geschneilt als es um den Umgang mit problematischen Personen ging, die in ihrer Zeit vielleicht anders beurteilt wurden oder sich für ihre Zeit nicht problematisch verhalten haben. Und ich würde sagen, da sind wir ja genau auch bei dem Thema des Abends, also um wessen Erinnerungskultur geht es hier? Natürlich, wenn wir aus einer weißen, eurozentristischen Geschichtsschreibung gucken, was war Mitte des 19. Jahrhunderts angesagt, was war um 1900 gutes oder schlechtes Verhalten? Ich gehe fast davon aus, dass unsere Ahnen oder meine Vorfahren, die zu den Kolonisierenden gehört haben, diese Frage ganz anders beantworten würden als Personen, die zu der Zeit in den kolonisierten Gebieten gelebt haben. Und deswegen bringt uns genau diese Frage auch zu der Frage nach der Deutungshoheit und der Definitionsmacht: Wer bestimmt eigentlich, wie die Geschichte geschrieben wird und wer legt fest, was zu welcher Zeit adäquates Verhalten war?

Naz Al-Windi:

Ich reihe mich eigentlich nur ein und [ergänze] vielleicht eine Sache, an die ich mich oft erinnern muss: Wenn wir beispielsweise über den Kolonialismus sprechen, dann sprechen wir nicht über Brüche mit dem Recht; der Kolonialismus war juristisch legitim, also das war eine politische Agenda, die so gewollt war. Der Völkermord an der Herero und an der Nama war kein Unfall, kein blöder Fauxpas. Das ist auch ein politisches Kalkül gewesen und das war so gewollt. Deswegen finde auch ich es sehr sehr schwierig in diesem Setting von »Kinder ihrer Zeit« und »Menschen ihrer Zeit« zu sprechen. Ja, das waren sie definitiv und genau wie im Nationalsozialismus war auch dort alles juristisch legitim, was passiert ist.

Jan Marcus Rossa:

Nein.

Naz Al-Windi:

Ich glaube schon. Die Verfolgung von jüdischen Menschen war gewollt, es war eine politische Agenda. Ich meine, es gab Gesetze, die Jüdinnen und Juden diskriminiert haben. Das war Gesetz und das war Recht und das war gerecht.

Sebastian Barsch:

Herr Rossa, Sie kommen gleich nach Herrn Thissen nochmal dran. Das ist ein spannender Punkt, da würde ich Frau Al-Windi auch Recht geben. Es ist ja tatsächlich diese Frage, was ist jeweils gültiges Recht und wie weit geht es so vielleicht um allgemeine ethische Standards und tatsächlich auch Menschenrechte, selbst wenn sie noch nicht als Rechte so formuliert waren, die dagegen sprechen. Aber Herr Thissen, Sie sind dran.

Bert Thissen:

Ich finde, dass eigentlich bei all dem, was gesagt wurde, doch nicht ungültig geworden ist, dass man die Maßstäbe der damaligen Zeit auch mit in die Betrachtung ziehen soll, nur man soll nicht verallgemeinern. »Was ist die Zeit?« Die Beispiele, die gebracht wurden, zum Beispiel von Bebel, die zeigen ja, dass man da weiterforschen muss, analytisch schauen soll. Und da kann es durchaus sein, dass so ein Blick auch wieder schwer wird für das Gedächtnis. Ich habe das bei Johann Moritz erlebt. Da haben die weiteren Forschungen dargestellt, dass er teilweise selber auch illegitim gehandelt hat in seinem Sklavenhandel. Es ist ein schwerer Umstand, der durch die Betrachtung der damaligen Zeitverhältnisse zum Vorschein gekommen ist. Ich denke, so wie wir in unserer heutigen Zeit verallgemeinernd reden, sollen wir auch für die damalige Zeit immer gucken, welche Gruppen es dort gegeben hat. Und dann kommt noch die Frage, wer bestimmt, was die Geschichte ist?

Ein anderes Problem ist allerdings, dass man bei der Erinnerungskultur unterscheiden muss zwischen verschiedenen Formen von Erinnerung. Wenn ich ein Museumsdirektor bin, habe ich andere Möglichkeiten, auch zu problematisieren, zum Beispiel, als wenn ich ein Politiker bin, der im Gemeinderat über die Aufstellung eines Denkmals entscheiden soll. Das Medium, das man für die Erinnerungskultur benutzt, ist ganz entscheidend für die Frage, welche Möglichkeiten ich dort habe. Und das sollte man doch mit berücksichtigen in der ganzen Diskussion.

Jan Marcus Rossa:

Ja, genau. Vielleicht komme ich auch jetzt zu sehr als Jurist rüber in meiner Gedankenwelt, aber ohne Gesetz keine Strafe. Und das muss ich eben berücksichtigen in der Bewertung von historischen Persönlichkeiten in ihrem jeweiligen Umfeld. Das bedeutet ja nicht, dass ich das Handeln zum Beispiel von Lettow-Vorbeck aus heutiger Sicht als ein angemessenes, tolerierbares, akzeptables Verhalten werten würde, nein, ganz im Gegenteil. Unsere Gesellschaft hat sich weiterentwickelt an der Stelle. Deswegen sage ich ja auch, [dass] ich im Rahmen der Erinnerungskultur und der Befassung mit unserer Geschichte, mit den Vorfällen unserer

Geschichte, schon bei der Bewertung natürlich heutige moralische Standards, ethische Standards, mit in Erwägung ziehen muss. Und was Sie gesagt haben, dass ich natürlich auch die Menschen hören muss, die dort unterdrückt worden sind, weil das unser heutiges Verständnis vom Zusammenleben von Menschen ist, und, da möchte ich auch gar nicht missverstanden werden, das ist dort nicht geachtet worden. Aber die Frage ist natürlich, wenn ich mich mit historischen Ereignissen, mit historischen Persönlichkeiten auseinandersetze, dann muss ich auch diejenigen, die sich aus heutiger Sicht falsch verhalten haben, doch immerhin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie einzuordnen in die damalige Zeit. Frau Meijer-van Mensch hat ja deutlich gemacht, dass eben auch bei dieser Beurteilung dann eben alle Stimmen zu hören sind und es gab in der Zeit des Kolonialismus sehr wohl Stimmen, die den Kolonialismus Deutschlands sehr kritisch gesehen haben und sich auch politisch Gehör verschafft haben, sich nicht durchgesetzt haben in der damaligen Zeit, aber einen intelligenten, verantwortungsbewussten und verantwortlichen Menschen natürlich hätten zum Nachdenken bewegen müssen. Und das wird man in der Bewertung auch berücksichtigen müssen. Ich will überhaupt nicht damit Verbrechen gegen die Menschlichkeit in der Vergangenheit rechtfertigen. Das kommt nicht in Betracht. Aber bei der Bewertung geht es ja auch darum, was das Ziel der Erinnerungskultur ist. Das Ziel der Erinnerungskultur ist ja, sich bewusst zu machen, wie man sich in der Vergangenheit hätte richtig verhalten müssen. Was für Lehren ziehen wir für uns daraus? Und dann müssen wir uns eben auch überlegen, in welchem gesellschaftlichen Umfeld wir heute leben und, ich bin der Meinung, das dann eben berücksichtigen, um die wirklich richtigen Schlüsse dann aus der Vergangenheit zu ziehen.

Léontine Meijer-van Mensch:

Darf ich? Es gibt einen Künstler, den ich sehr gerne mag. Der heißt Fred Wilson und ist ein afroamerikanischer Künstler, der sich schon ganz lange mit Museen und deren Sammlungen auseinandersetzt. Und alle, die jetzt denken »Fred Wilson?« – es ist wirklich die Mühe wert, da ein bisschen »Google-logie« zu betreiben. Was Fred Wilson sagt, fasst, glaube ich, letztendlich sehr gut zusammen, was Herr Rossa auch gesagt hat: »Context is king.« Kontext ist schon sehr sehr wichtig und den müssen wir immer auch zumindest in der Analyse mit bedenken. Für mich ist Kontextualisierung, in der Reflexion über das Vermächtnis der Institution, für die ich jetzt Verantwortung trage, aber überhaupt auch in meiner Reflexion über meine Erinnerungsarbeit und was die für heute auch bedeutet, immer sehr sehr wichtig. Auch in der Geschichtsdidaktik; also auch in der Bildung und Vermittlungsarbeit. Fred Wilson: »Context is king.« Ich kann es nur nochmal sagen.

Sebastian Barsch:

Dankeschön für den Google-Tipp. Ich möchte auf einen Punkt nochmal eingehen, der ganz spannend ist und hier auch schon diskutiert wurde, nämlich die Frage nach oder letztendlich dieses Bewerten der damaligen Maßstäbe. Da haben Sie, Frau Al-Windi, schon ein bisschen die Hand in die Wunde gelegt. Der spannende Punkt, ich möchte es auch etwas stärker rein-

bringen, dieser Diskurs, den auch A. Dirk Moses aufgemacht hat, der ja provokant von dem sogenannten »Deutschen Katechismus« gesprochen hat.⁴ Seine These ist ganz grob vereinfacht: In der Deutschen Erinnerungskultur liegt der Fokus sehr stark auf dem Nationalsozialismus und die damit verbundenen negativen Bewertungen und auch Einordnungen werden gegen so etwas wie Kolonialismus und Rassismus eigentlich einen viel geringeren Stellenwert haben. Und so ein bisschen hat sich das ja gerade auch schon angedeutet mit der Frage, würden Sie zum Beispiel, Herr Rossa, ohne Sie da jetzt herauszunehmen, das Gleiche sagen, wenn das eine Familie wäre, die Profit gemacht hätte im Nationalsozialismus? Vielleicht im Kontext der Erinnerungskultur, wie würden Sie diese These von Dirk Moses einschätzen? Gibt es wirklich so eine Art »Deutschen Katechismus« der die Erinnerungskultur an Shoah, an den Nationalsozialismus in einen viel stärkeren Mittelpunkt rückt und dadurch andere (Kolonialismus-) Geschichten nicht den Stellenwert in der Erinnerungskultur haben, den sie haben sollten? Wer mag dazu was sagen?

Jan Marcus Rossa:

Also ich fand das hochspannend. Ich habe Ihren Link natürlich verfolgt und mir auch die »fünf Überzeugungen«, wie er es nennt in seinem Artikel, angeguckt und mit den meisten kann ich mich in der Tat einverstanden erklären. Punkt vier hat mir ein Problem bereitet: »Der Antisemitismus ist ein Vorurteil und Ideologem sui generis und er war ein spezifisch deutsches Phänomen. Er sollte nicht mit Rassismus verwechselt werden.« Der letzte Satz, »Er sollte nicht mit Rassismus verwechselt werden«, den würde ich nochmal teilen, aber dass Antisemitismus ein spezifisch deutsches Phänomen ist, das würde ich nicht unterschreiben wollen. Ich finde, das mag man auch im Moment in der Auseinandersetzung mit Israel sehen, mit der Boykott-Bewegung, die ja nicht ein rein deutsches Phänomen ist, wo ich aber durchaus antisemitische Züge erkennen muss. Die anderen Punkte, die sind sicherlich richtig und es darf auch mal in Frage gestellt werden, ob sie eigentlich richtig ist, diese Überzeugung, die Dirk Moses dargestellt hat. Insbesondere die Aussage: »Die Sicherheit Israels ist Teil der Staatsräson unseres Landes.« Wenn ich nicht lange darüber nachdenke, würde ich dem gerne spontan erstmal zustimmen, aus unserer historischen Vergangenheit und Verantwortung heraus. Aber man muss sich dann der Gefahr bewusst sein, dass man unter Umständen differenzieren muss zwischen dem Staat Israel und seinem Agieren. Eine Kritik muss da sicherlich möglich bleiben. Also das ist für Deutschland sicherlich ein ganz besonderes Problem. Und dass sich da auch die historische Betrachtung unserer Vergangenheit geändert hat und in gewisser Weise auch radikalisiert hat, finde ich, weil es Dogmen sind, die da aufgestellt worden sind, dass man das auch nochmal in Frage stellen muss. Obwohl ich immer dazu neigen würde, dass der, der profitiert hat im Nationalsozialismus durch mindestens Konformität, möglicherweise auch durch Unterstützung, ich dort wenig Großzügigkeit in der Bewertung bei mir persönlich verspüre.

⁴ Moses 2021.

Alena Gratzner:

Ich glaube, ich will gar nicht so einsteigen in diese Frage nach dem Umgang mit Israel. Was ich, glaube ich, an dem Artikel sehr spannend fand, war die Frage, und das würde ich auch teilen, dass sehr wenig und sicherlich auch unzureichend darüber gesprochen wird, welche Bedeutung die Kolonialzeit für den Nationalsozialismus hat. Also inwiefern da einfach Stereotype aufgegriffen wurden, inwiefern die Denkmuster, die während der Kolonialzeit aufgemacht wurden und die dort auch als Rechtfertigung gebraucht wurden, um eben all diese Länder zu kolonisieren, eine Rolle gespielt haben für die Verbrechen, die im Nationalsozialismus begangen wurden. Ich würde aber sagen, dass die Tatsache, dass wir uns durchaus umfassend mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen, nicht schuld daran ist, dass wir keine Zeit haben, uns mit der Kolonialzeit zu beschäftigen, sondern ganz im Gegenteil. Wir können da durchaus vom Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus vielleicht lernen und auch so die Tatsache, dass, genauso wie es eine umfassende Entnazifizierung brauchte, eben auch keine umfassende Dekolonisierung erfolgt ist. Das wäre mein Punkt.

Léontine Meijer-van Mensch:

Ich war vorher lange in jüdischen Museen und jetzt bin ich in ethnologischen Museen [tätig], also ich kenne mich eigentlich mit beiden Debatten recht gut aus und ich bin als Niederländerin auch schon länger in Deutschland. Dirk Moses ist natürlich provokativ und hat auch diesen Titel provokativ gewählt, um seinen Punkt zu machen, aber da ist schon auch sehr viel Validität dran. Es gibt allgemein eine Verkrampfung im Umgang mit dem, was jüdisch ist, oder was vermeintlich antisemitisch ist, oder was Israel repräsentiert. Und da werden auch wiederum bestimmte Stimmen nicht gehört: In der Debatte fehlt eigentlich auch eine links-jüdische Stimme. Die hat in Deutschland kaum eine Möglichkeit sich zu artikulieren und wenn, dann wird man ganz häufig auf einen antisemitischen Berg geworfen, was schon auch komisch ist. Dass man als Jude, der sich positioniert, von einer deutschen, nicht jüdischen Mehrheitsperspektive als antisemitisch geframed wird. So weit sind wir schon. Und das hat dieses Buch und das ganze Feuilleton rund um dieses Buch [geprägt] und auch natürlich das multidirektionale Erinnern von Rothberg hat auch in diesem Sommer oder schon vorher die Feuilletons sehr bestimmt. Es gibt ein Problem, würde ich sagen. Und wie kommen wir aus diesem Problem heraus? Ich glaube, das wird auch ganz lange dauern, aber eine gewisse Reflexion, dass wir ein Problem haben, ist schon, glaube ich, die halbe Miete. Ich würde sehr gerne hier wieder Michael Rothberg ins Spiel bringen, der nicht nur für eine multidirektionale Erinnerung, so eine im Plural denkende Erinnerungskultur, sehr stark plädiert, sondern – das finde ich eigentlich fast noch wichtiger – für ein solidarisches Erinnern. Das ist auch vorher von meinem Vorgänger Bert Thissen schon angesprochen worden. Dass dieses solidarische Erinnern zwischen unterschiedlichen letztendlich Minderheitsperspektiven ganz wichtig ist, um Gesellschaften und die deutsche Erinnerungsgesellschaft zu diversifizieren. Und dieser solidarische Moment [wichtig ist] und damit auch eine solidarische Erinnerungskultur, weil es ja kein Nullsummenspiel ist. Das muss viel stärker in Betracht gezogen werden. Das ist

sehr schade, weil es auch politisch so entgegengewirkt hätte. Und jetzt meine ich nicht parteipolitisch, sondern eher als Druck von außen. Als ich im Jüdischen Museum Programm-
direktorin war, gab es auch eine Akademie, die sich mit mehreren Säulen beschäftigte und
eine war Antirassismus und eine Säule [widmete sich] auch Jüdisch-Muslimischen Themen,
Themen der Solidarität. Also aus diesen beiden Minderheitsperspektiven letztendlich auch
Fragen zu generieren, die wichtig waren und sind für eine Gesellschaft, die wir heute haben.
Diese Akademie gibt es nicht mehr, oder zumindest nicht in dieser Form. Und den ehemaligen
Direktor, Peter Schäfer, gibt es auch nicht mehr im Jüdischen Museum. Anhand ganz runter
gebrochenen, praktischen Beispielen sieht man, dass wir ein Problem in der Erinnerungsde-
batte in Deutschland haben, was natürlich ganz stark mit Deutschland im 20. Jahrhundert zu
tun hat. Und dass Deutschland sich erst jetzt mit der deutschen Kolonialvergangenheit aus-
einandersetzt, ist natürlich nicht gut. Aber warum? Weil das 20. Jahrhundert natürlich kein
einfaches war. Und dann fingen andere Länder Ende des 20. Jahrhunderts damit an und dann
kam die Wende, dann musste Deutschland sich erstmal mit dieser Wende und den Erinnerun-
gen [auseinandersetzen]. Also es gab viel [aufzuarbeiten], was natürlich sehr viel mit Shoah
zu tun hat. Und dadurch gab es, das ist meine These, viel zu wenig Aufmerksamkeit für das
deutsche Koloniale, oder das europäische [Koloniale], weil ich das auch viel stärker verflechtungsmäßig als Teil der europäischen Geschichte sehen würde. Und da müssen wir ran. Es
ist ganz wichtig, dass wir da heute Abend drüber reden, weil es halt kein Nullsummenspiel
ist und man sich auch nicht so auseinanderspielen lassen muss. Das finde ich traurig, weil
es auch bei mir zwei Seelen in meiner Brust sind. Auf der anderen Seite finde ich das deut-
sche Bekennen zu seiner Vergangenheit schön und kann mich hier auch in einer jüdischen
Identität entfalten. Ich finde, das ist auch etwas Gutes. Das gibt es ja auch und deshalb auch
wieder: Es ist so vielschichtig. Aber was da eben in der Debatte [verhandelt wird], und dass
wieder mit Schmutz Leute beworfen worden sind, das ist nicht ohne und ich hoffe, dass das
irgendwann auch aufgearbeitet wird.

Sebastian Barsch:

Ich möchte eine Frage ins Spiel bringen, die vielleicht da anknüpft. Du hast gerade gefragt,
warum eigentlich die Erinnerungskultur sich hier jetzt erst in den letzten Jahren dem Postko-
lonialismus zuwendet. Und es gibt von dem Soziologen Aladin El-Mafaalani eine These oder
eine Theorie, die er in seinem Buch *Das Integrationsparadox* so zusammengefasst hat, dass
es ein Zeichen von gelungener Integration ist, wenn vermeintliche Mehrheitsgesellschaften
eben nicht mehr alleine die Stimme für bestimmte Themen erheben können, sondern das da-
durch, dass jetzt eine Unruhe da ist, dass eben auch durchaus mit Wut und Aggression gefor-
dert wird, postkoloniale Fragen oder die Geschichte von Black Indigenous People of Color mit
einzubeziehen, dass dies ein Zeichen insofern von gelungener Integration ist, als dass diese
Stimmen auf einmal hörbar werden, die vorher unterdrückt waren oder nicht hörbar waren.⁵
Vielleicht eine Frage an Frau Al-Windi: Wie würden Sie diese These beurteilen, dass diese

5 El-Mafaalani 2018.

Fragen, die jetzt neu in den Diskurs kommen, und eben die Frage »Was soll erinnert werden? Welche Geschichten sollen erzählt werden?«, dass dieses Aushandeln, auch dieses durchaus emotionale Aushandeln ein Zeichen von gelungener Integration ist, wie es El-Mafaalani sagt.

Naz Al-Windi:

Also ich glaube, ich werde den Integrationspart weglassen, weil ich die Diskussion so elend und blöd finde. Aber vielleicht noch kurz vorher: Diese Diskussion ist überhaupt nicht neu. Und ich glaube, das ist auch eine Art und Weise, wie wir sehr falsch an die Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus erinnern. Vor 50 Jahren im Rahmen der 68er wurden die ersten kolonialen Statuen [gestürzt], eigentlich schon vorher, aber vor allem auch in dieser Zeit gab es dieses koloniale Erwachen und ich finde, das wird heute gar nicht so aufgefasst. Wir haben das Gefühl, wir haben in den letzten zwei Jahren angefangen über Kolonialismus zu sprechen, aber Communities, vor allem Menschen, die in ehemals kolonisierten Ländern aufgewachsen sind, vielleicht dann in Deutschland angefangen haben zu studieren, haben unglaubliche Aufklärungsarbeit geleistet. Dann würde ich auf jeden Fall der These zustimmen, dass die ganze Diskussion ja erst startet, wenn die erste Person sich beschwert, und zwar sich zu Recht beschwert. Was ich dann aber auch wichtig finde, ist diese mit Menschen zu benennen. Weil die ganze Diskussion um Kolonialismus, die Diskussion um Denkmäler, das ist keine Diskussion, die weiße, linke Studierende gestartet haben. Das ist eine Diskussion aus den Communities; beispielsweise hat Herr Rossa Wissmann erwähnt. Das erste Wissmann-Denkmal, das gestürzt worden ist, das wurde gestürzt, weil Studierende aus Tansania es als demütigend empfunden haben, jeden Tag an der Hamburger Universität an diesem Denkmal vorbeizulaufen. Gestürzt wurde das Denkmal aber von weißen Studierenden, die das als Performance, also als Akt der Performance irgendwie einverleibt haben. Also ich finde, es gibt in der Diskussion irgendwie zwei Fronten. Es gibt die Kritik aus den Communities, die unglaublich wichtig ist, die ein Ausdruck von Teilhabe ist, und irgendwo ja auch das Begehren danach, einen Raum und eine Gesellschaft mitgestalten zu dürfen. Und andererseits gibt es dann eine weiße Mehrheitsgesellschaft, die anfängt, diese Diskussion einzuverleiben, die anfängt, in Abgrenzung zu den Communities über Themen zu sprechen. Und ich finde, das ist ein ganz ganz schwieriger Widerspruch, weil dann haben wir irgendwie zwei parallele Diskussionen, die gleichzeitig laufen, und genau da finden wir wieder keinen gemeinsamen Nenner oder auf jeden Fall keinen Raum, wo wir Austausch haben zwischen zwei Gruppen, die eigentlich miteinander sprechen müssen, oder sollten.

Léontine Meijer-van Mensch:

Darf ich da ganz kurz einhaken? Ich kenne natürlich auch viele Beispiele. Ich sage nicht, dass das erst jetzt aufkommt. Ich sage, dass es erst jetzt eine Debatte ist, die das Feuilleton erreicht und das sind zwei unterschiedliche Sachen. Man kann natürlich eine Mehrheitsperspektive, die das jetzt für sich entdeckt und *highly lefty liberal intellectuals* auch Neo-Kolonialismus vorwerfen. An dieser Kritik ist echt etwas dran und die ist auch berechtigt. Natürlich gibt

es schon länger Bewegungen, die sich da viel stärker mit auseinandersetzen, [vor allem] auch global. Diese ganzen neuen museologischen Bewegungen sind Communities aus dem globalen Süden [verschuldet], die schon seit Anfang der Sechziger, aber vermehrt seit den Siebziger, an die Tür klopfen und sagen »Was passiert hier eigentlich? Wir müssen reden«. Aber das wurde einfach nicht gehört und das ist in den Niederlanden ein bisschen anders, weil die Niederlande schon länger eine postkoloniale Gesellschaft sind. Weil sie viel stärker seit 1949 Indonesien und massiv seit 1975 Suriname als Gesellschaft damit auseinandersetzen musste. Es sind teilweise immer noch schmerzhafteste Prozesse, aber die Debatte war viel sichtbarer – und ich meine mit sichtbar eher so feuilletonistisch. Aber ich gebe dir recht, dass das nicht eine auseinanderdriftende, parallele Welt sein darf und dass wir uns davor hüten müssen. Nicht, dass du mich da falsch verstehst, denn die Beispiele, die du genannt hast [zeigen das]. Aber wer wurde da gehört? Das ist halt nirgendwo angekommen, leider. Mehrheitsgesellschaftlich.

Sebastian Barsch:

Das zeigt natürlich welche Machtfaktoren auch bei solchen Diskursen herrschen und wo Macht verortet ist. Frau Gratzler, Sie hatten sich gerade noch gemeldet.

Alena Gratzler:

Ja, genau. Ich fand das ein ganz wichtiges Statement von Frau Al-Windi. Das ist ja auch genau das, wofür sich eigentlich die *postcolonial studies*, die Vertreter:innen dieser postkolonialen Theorie, stark machen; dass die Menschen, um die es geht, auch Gehör finden und dass die vielleicht auch Entscheidungen treffen dürfen, wie damit umgegangen wird. Also das ist ja auch ein bisschen bezeichnend, dass wir hier heute Abend auch als überwiegend weißes Panel sitzen und darüber sprechen, wie mit Denkmälern umgegangen werden kann. Und natürlich lohnt es sich vielleicht auch, sich selbstkritisch die Frage zu stellen, habe ich das Recht, die Entscheidung zu treffen, wie mit einem Lettow-Vorbeck-Denkmal umgegangen wird? Also ich denke, ich habe die Verantwortung, mich damit auseinanderzusetzen, das muss ich mir auf die Fahne schreiben, das ist meine Verantwortung, das ist meine Aufgabe ein Stück weit. Aber die Deutungshoheit darüber, wie mit Denkmälern, die auch schmerzhaft sind für Menschen, umgegangen werden sollte, diese Entscheidung sollte ich vielleicht anderen Menschen überlassen. Da frage ich mich schon, wieso wir uns manchmal so schwer damit tun, diese Deutungshoheit auch ein Stück weit abzugeben.

Sebastian Barsch:

Herzlichen Dank. Da sind wir tatsächlich jetzt schon bei einem Punkt – Sie haben so einen Zukunftspunkt angesprochen und wir sind hier tatsächlich auch zeitlich schon recht weit fortgeschritten und wollten ja auch noch Fragen aus dem Publikum ermöglichen. Von daher würde ich jetzt mit der Schlussfrage ganz gerne beginnen und die dann in alphabetisch rückwärtiger Reihenfolge, also andersrum als zu Beginn, auch nochmal in die Runde werfen. Das wäre die

Frage: Wie könnte eine Erinnerungskultur der Zukunft aussehen? Wer ist daran beteiligt, wer nicht? Und vielleicht, weil wir ja auch ein geschichtsdidaktisches Seminar sind, einen kurzen Einblick welchen Stellenwert Schulen in diesem ganzen Erinnerungsprozess haben. Das müssen Sie aber nicht vertieft machen. Herr Thissen, bitte.

Bert Thissen:

Eigentlich habe ich bei der Beantwortung der Eingangsfrage schon etwas dazu gesagt. Für mich ist wichtig, dass die Gruppen, zum Beispiel in der multikulturellen Gesellschaft, selbst auch ihre Erinnerungskultur schaffen können, beziehungsweise mitreden können. Das ist auch, was gerade gesagt worden ist, dass man da ein Mitspracherecht hat. Und dass es solidarisch gestaltet wird. Und solidarisch gestaltet bedeutet auch, nicht beleidigend anderen gegenüber zu sein, [sondern auch zu] hören, was andere davon halten. In puncto Geschichtsdidaktik bin ich im Moment nicht so im Bilde, muss ich ehrlich sagen.

Jan Marcus Rossa:

Ich habe mir jetzt in diesem Zusammenhang erstmalig Gedanken darüber gemacht, ob eigentlich die Nachfahren der Kolonialherren darüber entscheiden dürfen, wie mit einem Denkmal von [Paul von] Lettow-Vorbeck umzugehen ist oder nicht. Ich glaube, dass man das nicht in schwarz-weiß beantworten kann und damit eben auch die Frage, wie eine Erinnerungskultur aussehen könnte. Die Einbeziehung aller Seiten, Täter wie Opfer, halte ich da für sehr wichtig, weil es sicherlich erforderlich ist, beide Seiten zu sehen und auch zu verstehen, was dort passiert ist. Ich finde aber schon, dass man die Entscheidung des Umgangs mit solchen Denkmälern dann entweder gemeinsam trifft, aber allenfalls die Nachfahren der Täter nicht ausschließen kann. Das hat meines Erachtens schlichtweg seinen Grund darin, dass Erinnerungskultur ja auch die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit und möglicherweise auch der eigenen Schuld ist, wenn man die von den Vorfahren auf die Nachfahren überträgt, mit der man dann umgehen muss. Insofern würde ich schon sagen, dass am Ende eines solchen Erinnerungsprozesses Opfernachfahren und Täternachfahren auf Augenhöhe und gleichberechtigt sein sollten. Ansonsten haben wir in der Diskussion auch wieder eine Spaltung, die ja nicht am Ende zur Befriedung und zu einer Überwindung von Problemen dann beiträgt, sondern möglicherweise Gräben auch vertieft. Ich glaube, dass man weiterkommt, wenn man sich gemeinsam um eine Lösung bemüht. Was ich sehe, ist allerdings die Schwierigkeit, dass gewisse Bewegungen, gewisse Diskussionsansätze vereinnahmt werden von der anderen Seite. Das haben wir aber nicht nur beim Thema Umgang mit Denkmälern, das haben wir auch bei anderen Bewegungen, die auch von Weißen jetzt gekapert werden, aber mit Sicherheit einen ganz anderen Ursprung gehabt haben in Amerika, und da sollte man, auch im Rahmen der Erinnerungskultur, sehr viel vorsichtiger damit umgehen, weil es einfach ein Ausdruck von Respekt gegenüber der jeweils anderen Seite ist. Also ein Zusammenwirken in der Erinnerungskultur halte ich für dringend erforderlich und das ist auch die Grundlage dafür, Toleranz, Akzeptanz und ein Miteinandersein zu lernen.

Léontine Meijer-van Mensch:

Ich kann natürlich immer wieder nur auf das Museum zurückkommen, weil es mir so nahesteht und es [wichtig] ist für mich Deutungshoheit tatsächlich abzugeben und das dann auch auszuhalten – was keine einfachen Prozesse sind. Das ist total schwierig, aber es auszuhalten, ist, glaube ich, ganz wichtig. Aber auch eine Diversifizierung meines Teams. Und ich denke schon länger darüber nach, was es bedeuten würde, wenn ich meine Stelle tatsächlich teilen würde mit jemandem aus dem globalen Süden und wir uns als Direktor:innen jeweils letztendlich wirklich die Büros ›teilen‹. Ich [bin] mal dort und umgekehrt, und was das bedeutet für ein tatsächlich dekolonisiertes Museum. Ich bin mir bei den Fragen – und die sind letztendlich wieder »Wer spricht hier von was?« und »Wer darf hier sprechen über was?« – arg bewusst, was ich da als ›weiße‹ Frau in diesem Museum mache. Andererseits finde ich es auch ganz schwierig, als ich damals im Jüdischen Museum war und wir dieses ganz große Problem hatte vor mehreren Jahren, dass Peter Schäfer gegangen ist und eine große Kritik war, dass er kein Jude war und wie dann sein nicht-jüdisch-sein als Direktor eines jüdischen Museums auf einmal Angriffsfläche geboten hat. Das ist für mich immer die Kehrseite dieser Debatte. Aber ich glaube, es geht sehr stark um Mehrheitspositionen, um Macht, um das Aufgeben von Macht und Deutungshoheit. Und für die Geschichtsdidaktik würde ich sagen, wie findet man einen Weg, diese pluriforme Erinnerungskultur, diese Mehrstämmigkeit, diese Multivokalität auch irgendwie in Lehrpläne zuzulassen, in außerschulische Lernorte wie Museen, in Stadtrundgängen, wenn man Denkmäler besucht, aber auch in den Lehrbüchern? Und was bedeutet diese Multiperspektivität? Und da kommen, glaube ich, auch ganz neue Kompetenzen zu auf Geschichtsdidaktiker:innen, die, glaube ich, ganz neue Methodenkoffer brauchen, die wir vielleicht auch nicht kennen in der Geschichtsdidaktik. Und zusammen auch nachzudenken, was es dann für einen Methodenkoffer braucht, finde ich ganz spannend, weil natürlich viele Geschichtsdidaktiker:innen auch bei mir in den Museen landen, weil es das *applied history* ist. *Food for thought* auch wieder heute Abend – vielen Dank!

Alena Gratzner:

Ich wünsche mir eine mutige Erinnerungskultur. Eine Erinnerungskultur, die den Mut hat, die Geschichtserzählungen der Großelterngeneration auch mal neu zu erzählen, die Geschichtserzählungen der Geschichtslehrer:innen vielleicht auch mal in Frage zu stellen und zwanzig Jahre später nochmal zu überdenken. Und Erinnerungskultur dann vielleicht auch als Chance zu begreifen, denn wenn Erinnerungskultur von einer diversen Gesellschaft, von diversen Perspektiven mitgestaltet wird, kann sie auch ein Motor sein für Fortschritt und Veränderung hin zu einer gerechteren Welt und Gesellschaft. Das wünsche ich mir.

Naz Al-Windi:

Meine Vorredner:innen haben schon ganz großartige Sachen gesagt. Etwas, das ich mir wünschen würde und was ich wichtig finde, ist, dass wir Erinnerung und Geschichte nicht als statisch und absolut und vor allem nicht veränderbar markieren, sondern irgendwie einen

Spielraum dafür lassen, dass Geschichte eigentlich nicht nur ein abgeschlossener Prozess ist, sondern verhandelbar. Es gibt ein ganz großartiges Zitat: »Geschichte wird von den Gewinnerinnen und Gewinnern geschrieben.« Und das ist vielleicht auch eine Sache, die wir im Hinterkopf behalten sollten. Denn vielleicht wäre es mal witzig zu sehen, wie Geschichte aussehen würde, wenn wir aus der Perspektive von den Verletzten sprechen. Und genau das ist ja auch irgendwie die Idee. Denn erinnern bedeutet auch, irgendwie zu realisieren, dass wir als Körper nicht dieselbe Erfahrung in derselben Stadt machen. Wir haben gerade darüber gesprochen, dass beide Seiten zusammenkommen sollen. Bestimmt, aber einer Seite wird dabei irgendwo Würde verweigert, wenn ich ständig an Denkmälern vorbeigehen muss, die mich verletzen, die Gewalt gegenüber mir oder einer Gruppe, der ich mich zugehörig fühle, reproduzieren. Deshalb würde ich mir wünschen, dass wir mehr verhandeln und dass wir bereit sind für diese Verhandlungen.

Sebastian Barsch:

Ganz herzlichen Dank für diese spannende Diskussion und für diese spannenden Perspektiven.

Literatur

El-Mafaalani 2018 = Aladin El-Mafaalani, Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Köln 2018.

Leinung 2020 = Silja Leinung, Zwischen blindem Vandalismus und eigenmächtiger Teilhabe. Subversives Verhalten gegenüber Denkmälern im öffentlichen Raum, in: Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 19, 2020, 60–72.

Moses 2021 = A. Dirk Moses, Der Katechismus der Deutschen, in: geschichte der gegenwart, <https://geschichtegegenwart.ch/der-katechismus-der-deutschen/> (letzter Zugriff: 18.4.2023).

Rothberg 2019 = Michael Rothberg, The implicated subject: beyond victims and perpetrators. Stanford, California 2019.

Open Access

Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.